SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Ansprache des Präsidenten der Gesellschaft

Plessner, Hellmuth

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Plessner, H. (1959). Ansprache des Präsidenten der Gesellschaft. In A. Busch (Hrsg.), *Soziologie und moderne Gesellschaft: Verhandlungen des 14. Deutschen Soziologentages vom 20. bis 24. Mai 1959 in Berlin* (S. 8-16). Stuttgart: Ferdinand Enke. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-157191

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:
This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.
By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

HELLMUTH PLESSNER

Ansprache des Präsidenten der Gesellschaft

Hochansehnliche Versammlung, verehrte Damen und Herren, Mitglieder und Freunde der Deutschen Gesellschaft für Soziologie!

Im Namen des Vorstandes habe ich die Ehre, den 14. Deutschen Soziologentag hiermit zu eröffnen. Es ist mir eine besondere Freude, Ihnen von einem Brief des Herrn Bundespräsidenten Kenntnis zu geben:

„Die ebenso unerwartete wie unerwünschte Virusgrippe, die mich Ende April überfiel und mich zunächst in die Medizinische Klinik verdammte, hat meinen ganzen Terminkalender durcheinandergebracht – ich mußte eine Absage der anderen folgen lassen, und die Ärzte geben mich für eine größere Reise noch nicht frei.

So muß ich nun auch Sie bitten, mein Fernbleiben bei der Tagung der ‚Deutschen Gesellschaft für Soziologie' mit Nachsicht zu entschuldigen – ich hätte gerne in Ihrem Kreise manchen alten Bekannten getroffen oder wissenschaftliche Vertrautheit durch eine menschliche Begegnung verfestigt – die eigene lebendige Erinnerung reicht ja in den Zeitpunkt zurück, da innerhalb des ‚Vereins für Sozialpolitik' Max Weber seinen Vorstoß unternahm, um der Sozialforschung, außerhalb einer konkreten Zweckhaftigkeit, den Raum einer „wertfreien" Erkenntnis zu erobern und zu sichern.

Ich selber habe ja die Ausweitung dessen, was in den Sammelbegriff der ‚Soziologie' eingeschmolzen wurde, nur so am Rande mitverfolgen können; gelegentliche literarische oder publizistische Sonderstudien mochten den Anspruch erheben, hier eine soziologische Frage aufzuhellen, dort nicht ohne einiges Echo Anregungen zu geben – ich überschätze diese Beiträge nicht. Doch spüre ich, bei der Durchsicht der Themen Ihrer Tagung wie der Referenten, daß eine Teilnahme mir hätte auch sachlich recht nützlich sein können.

So muß ich mich selber auf spätere Lektüre vertrösten. Sie aber, verehrter Herr Professor, darf ich bitten, meine guten Wünsche für den fruchtbaren Verlauf der Tagung entgegenzunehmen und den Teilnehmern meine freundlichen Grüße zu übermitteln.

Ihr

gez. Theodor Heuss."

Zum dritten Male hat die Gesellschaft Berlin zu ihrem Tagungsort gewählt, der nach den Allgemeinen Bestimmungen ihres ersten Statuts auch ihr offizieller Sitz war. Der zweite Berliner Soziologentag 1912 unter dem Vorsitz von Toennies, Simmel und Sombart, eingeleitet durch Alfred Weber, stand unter dem Generalthema des Problems der Nationalität. Der 7. Soziologentag 1930 in der Hauptstadt machte ein schon von Max Weber 1910 auf der ersten Tagung in Frankfurt in den Vordergrund gestelltes Projekt zum Gegenstand der Hauptversammlung: Öffentliche Meinung und Presse. Und nun, nach fast dreißig Jahren, empfängt uns wiederum Berlin und gewährt uns den würdigsten Rahmen für den 14. Kongreß, der im Zeichen des 50jährigen Bestehens der Gesellschaft zu seinem Generalthema gewählt hat: „Die Rolle der Soziologie in der modernen Gesellschaft."

Zu so grundsätzlicher Besinnung auf das Wechselverhältnis zwischen unserer Wissenschaft und ihrem Objekt gab nicht nur der suggestive kalendarische Einschnitt Anlaß. Auch der Ort des Kongresses hatte darauf Einfluß. Die besondere geschichtliche Bedeutung, die Westberlin heute und zumal in diesen Tagen als gefährdeter Vorort unserer freien Welt besitzt, legt es nahe, über Chancen und Risiken der freien, der offenen Gesellschaft zu sprechen. Denn mit ihr steht und fällt unsere Wissenschaft. Nur in einer offenen Gesellschaft kann sie sich entfalten, nur für eine offene Gesellschaft hat sie einen Sinn. In der Rolle einer Hilfswissenschaft für die Bürokratie wäre sie höchstens ihr eigenes Abfallprodukt.

Wir sind Berlin und seiner Freien Universität für die wertvolle und willkommene Gastfreundschaft, die sie dem Kongreß erweisen, aufrichtig dankbar und freuen uns, persönlich begrüßen zu können: den Herrn Regierenden Bürgermeister von Berlin; den Herrn Bundesbevollmächtigten Dr. Fockel sowie die Herren Vertreter der Bundesministerien in Berlin; S. Magnifizenz, den Rektor der Freien Universität sowie die Herren Mitglieder ihres Hohen Senats und ihrer Fakultäten; die Herren Mitglieder des Berliner Senats; insbesondere den Herrn Senator für Volksbildung Prof. Dr. Tiburtius; die Herren Vertreter der ausländischen Missionen in Berlin; die Freunde und Kollegen aus dem Auslande, insbesondere den Präsidenten der American Sociological Association, Prof. Howard Becker; Prof. Beerling aus Leiden; Prof. Bouman aus Groningen; Prof. M. Ginsberg aus London.

Ein besonderes Wort der Begrüßung gebührt sodann an dieser Stelle dem Senior der Soziologen in Berlin, Herrn Prof. Jahn von der Technischen Universität, und unserem Ehrenpräsidenten, Herrn Prof. von Wiese und Kaiserswaldau, der die Gesellschaft von ihren Anfängen an gestützt, als Toennies' Nachfolger geleitet und nach 1945 zu neuem Leben erweckt hat, Herrn Reichsarbeitsminister Dr. R. Wissell und – manchem von uns per-

sönlich verbunden – Frau Prof. Eulenburg, Frau Prof. Thurnwald und Frau Prof. Vierkandt.

Schließlich darf ich denen danken, welche die Durchführung des Kongresses materiell ermöglicht haben. Aus eigenen Mitteln allein wäre die Gesellschaft dazu nicht imstande. Auch hätte der Kongreß auf die Anwesenheit vieler junger Kräfte im Fach, Studenten, Assistenten und Stipendiaten, verzichten müssen, wenn die Bundesministerien des Innern und für Gesamtdeutsche Fragen und das Land Berlin sowie Männer der Industrie nicht bereit gewesen wären, unserer Sache zu helfen. Der Wiederaufbau des im Dritten Reich zerstörten Fachs Soziologie, das erst in den zwanziger Jahren sich auch institutionell an den Hochschulen zu entwickeln begonnen hatte und das für eine Welt beschleunigter gesellschaftlicher Transformation unmittelbare Wichtigkeit besitzt, rechtfertigt solche tätige Anteilnahme von seiten der Verwaltung und der Wirtschaft.

In den seit dem Meinberger Kongreß verflossenen zweieinhalb Jahren sind unserer Gesellschaft durch den Tod die folgenden Mitglieder entrissen: Frau Dr. Erika Becker in Frankfurt/M.; Prof. Dr. Gotthold Bohne, der langjährige Vertreter des Strafrechts und der Kriminologie an der Universität Köln; Prof. Dr. Hans Gruhle, seit den zwanziger Jahren mit der Heidelberger Psychiatrischen Klinik verbunden, zuletzt Ordinarius an der Universität Bonn; Dr. Helfried Hartmann vom Statistischen Bundesamt in Wiesbaden; Prof. Dr. Walter Taeuber, Extraordinarius für Volkswirtschaftslehre und Soziologie an der Universität Würzburg; Geheimer Hofrat Prof. Dr. Alfred Weber, Emeritus der Volkswirtschaftslehre und Soziologie der Universität Heidelberg; Dr. Florian Znaniecki, Professor an der University of Illinois, den Schüler und Übersetzer Bergsons ins Polnische, den Verfasser der klassisch gewordenen Untersuchung über The Polish Peasant in Europe and America, 1918, einen der ersten Soziologen Polens, der in den zwanziger Jahren an der Universität Posen soziologischer Forschung eine Stätte schuf, 1932 aber in die Vereinigten Staaten zurückkehrte.

Alfred Weber, der schon 1908 im Rahmen des Vereins für Sozialpolitik eine der ersten empirisch-soziologischen Erhebungen über Berufswahl und Berufsschicksal der großindustriellen Arbeiterschaft angeregt hatte, ist unserer Gesellschaft seit ihren Anfängen verbunden gewesen, er hat noch in hohem Alter an ihren Tagungen in Heidelberg und Meinberg teilgenommen. Wie sein nur wenig älterer Bruder Max, in dessen Schatten er lange Jahre seines Lebens, vor allem in den Zeiten gemeinsamer Heidelberger Wirksamkeit, gestanden, war er ein politischer Mensch, ein Mann der Opposition, ein Vorkämpfer der bürgerlichen Linken und – nach dem letzten Kriege – eines freiheitlichen Sozialismus, der sein universales historisches Wissen und seine nationalökonomische Könnerschaft in den Dienst der Standortbestimmung der Gegenwart stellte. Davon legen seine Bücher aus

den 30er Jahren, die „Kulturgeschichte als Kultursoziologie“ und „Das Tragische und die Geschichte“, aus den 40er und 50er Jahren „Abschied von der bisherigen Geschichte“ und „Der dritte oder der vierte Mensch?“ beredtes Zeugnis ab. Perhorreszierte er auch generelle Aussagen und kategoriale Begriffsbestimmungen im Sinne einer allgemeinen Soziologie – hier in scharfem Gegensatz zu seinem Bruder –, so begrenzte er seinen Historismus zugleich in einer Gesamtsicht der Geschichte als einer Einheit aus drei Prozessen, dem der Gesellschaft, der rationalisierenden Zivilisation und der Kultur. Die Periodisierung der Geschichte spiegelt vier aufeinanderfolgende Grundverhältnisse des Menschen zur Erde, deren beide letzten noch im Kampf liegen und die weltpolitische Alternative zwischen West und Ost bestimmen. Alfred Webers Oeuvre ist das Spätwerk einer Generation von Gelehrten, die wie sein Bruder, Sombart, Troeltsch, Franz Oppenheimer an Marx und im Kampf gegen seine soziologische Geschichtstheorie großgeworden sind und deren weitgespannte Synthesen eine Diagnose der eigenen Epoche ermöglichen sollten. Durch ein langes Leben und die Gnade einer bis an die Schwelle der 90 bewahrten jugendlichen Geisteskraft war es ihm beschieden, die Linie dieser machtvollen synthetischen Versuche bis in die unmittelbare Gegenwart fortzusetzen. Als Repräsentant dieser Richtung wird er in der Geschichte der Soziologie weiterleben.

Ich bitte Sie, sich zu Ehren der Verstorbenen zu erheben. Ich danke Ihnen.

Meine Damen und Herren, die Deutsche Gesellschaft für Soziologie hat in den fünfzig Jahren ihres Bestehens zwei Jahrzehnte stillgelegen. Die Katastrophe des ersten Weltkrieges brachte sie faktisch zum Erliegen und machte Anfang der 20er Jahre ihren Neuaufbau nötig. Während des Dritten Reiches wählte sie zum zweiten Male den Schwebezustand zwischen Sein und Nichtsein, kam aber dann durch das Verdienst der Kollegen von Wiese und Sauermann schon 1946 wieder auf die Beine. Die politische Exponiertheit des Fachs – denn Soziologie ist nun einmal ein Politicum, ob sie es sein will oder nicht –, setzte es unmittelbaren Rückwirkungen der Zeit aus. Daran ist nichts Merkwürdiges. Immerhin war ich doch betroffen, als ich bei der Durchsicht unserer Kongreßberichte entdeckte, daß die beiden Jahrzehnte erzwungenen Schweigens ausgerechnet den beiden Berliner Kongressen folgten, 1912 und 1930. Da man die Soziologie aus alter Gewohnheit für die Wissenschaft von den Gesetzen und Periodizitäten der menschlichen Gesellschaft hält, möchte ich davor warnen, diese zwiefache und gewiß schmerzliche Erfahrung zum Ausgangspunkt eines unvollständigen Induktionsschlusses auf nunmehr bevorstehende ähnliche Folgeerscheinungen zu machen.

Weniger spekulativ ist dagegen eine andere geschichtliche Beobachtung

an Hand der Akten, nämlich der Wandel in der Auffassung unserer gelehrten Gesellschaft von sich selber. 1910, auf der ersten Tagung in Frankfurt, hebt Max Weber drei Grundsätze für ihre Tätigkeit heraus: Parteilosigkeit im Sinne reiner Wissenschaft, die keiner wie immer gearteten Praxis dient; kein Akademismus – ich zitiere: „Die Gesellschaft ist keine Notabilitätsgesellschaft, sie ist das gerade Gegenteil von irgend etwas wie eine Akademie... Die Gesellschaft ist eine Arbeitsgemeinschaft... Wer immer bei uns in unserem Sinne mittun will... ist herzlich willkommen" –, kein „Ressort-Patriotismus", d. h. der Schwerpunkt der Gesellschaftsarbeit liegt nicht in Versammlungen der Mitglieder, sondern in den von der Gesellschaft für jede konkrete Arbeitsaufgabe einzusetzenden Ausschüssen, die, völlig souverän, auch außerhalb der Gesellschaft stehende Mitglieder, insbesondere Praktiker kooptieren dürfen. Dementsprechend wird nach Max Webers Vorstellung das künftige Bild soziologischer Tagungen durch das Nebeneinander von Fachabteilungen mitbestimmt werden. Der Nachdruck aber soll im Ganzen auf Publikationen liegen.

1922 auf der Tagung in Jena erklärt Toennies, in einer Zeit vollkommener Zerrüttung und Umwälzung müsse die offene Vereinsform aufgegeben werden und an ihre Stelle eine geschlossene Zahl von Mitgliedern treten, die durch ihre Publikationen oder durch ein hinlänglich starkes Interesse an der Sache als Stützen der Soziologie angesehen werden können. In seinen Vorbemerkungen zur Publikation des Kongresses 1926 in Wien, der zum ersten Male neben Plenarversammlungen mit einem allgemein interessierenden Beratungsgegenstand Untergruppen mit spezieller Thematik einrichtete, spricht Herr von Wiese von dem Doppelcharakter unserer Gesellschaft, die einerseits, und zwar unter ausdrücklichem Verzicht auf Mitgliederwerbung, mit ihrem Patensystem eine Auslese treffen und eine Art freie Akademie bilden wolle – also genau das, was Max Weber nicht wollte –, andererseits sektenartige Absonderung der beamteten Vertreter der Soziologie vermeiden und in Fühlung mit der großen Öffentlichkeit bleiben müsse. Unter der Präsidentschaft Herrn von Wieses behielt die Gesellschaft bis 1955 denn auch diesen Charakter.

Die Entwicklung unseres Fachs an den Hochschulen in den letzten Jahren, das wachsende Interesse der Öffentlichkeit an Soziologie und die Erkenntnis, daß hier nach den vielversprechenden Anfängen in den 20er Jahren durch die negative Wissenschaftspolitik des Dritten Reiches ein besonders großer Nachholbedarf entstanden ist, führten jedoch auf dem Meinberger Kongreß 1956, der noch das alte Gesicht zeigt, zu neuen Entschlüssen. Zwar soll der Charakter einer Gesellschaft von Wissenschaftlern und das Patensystem für die Aufnahme nicht aufgegeben werden. Aber ein numerus clausus von etwa zweihundert Personen schien uns nicht mehr gerechtfertigt. Auch verlangt die Spezialisierung der soziologischen Arbeit ent-

sprechende Berücksichtigung. Gerade die Jungen im Fach drängen dahin. Wir brauchen Beobachtung, um die Wirklichkeit, die uns um Kopf und Kragen zu bringen droht – und ich denke dabei nicht nur an die White Collars – in den Griff, wieder in den Griff zu bekommen. Das sollte auf den Kongressen jedoch nicht nur in der ad hoc geschaffenen Form von Sektionen oder Untergruppen sichtbar werden.

Deshalb die Fachausschüsse, die nicht nach einem System geplant sind, sondern da entstehen und arbeiten sollen, wo es brennt. Sie sind also und werden sein ein Spiegel der je vorherrschenden Interessenverteilung in unserem Fache, die den praktischen Schwierigkeiten der sozialen Existenz ebenso unterworfen ist wie den Forderungen der Theorie. Bisher bestehen solche Ausschüsse für Soziologie der Industrie, der Erziehung und Bildung, der Religion sowie für das bei uns durch die jahrelange Isolierung der deutschen Wissenschaft vom Ausland besonders pflegebedürftige Gebiet der Ethnosoziologie. In Bildung begriffen sind Ausschüsse für Gemeindesoziologie und für Methodenfragen. Ob damit die Reihe vorläufig abgeschlossen ist, weiß ich nicht. Zu wünschen wäre noch manches, aber der Wunsch allein darf hier nicht maßgebend sein. Es müssen auch genügend qualifizierte Kräfte da sein, die sich für derartige Ausschußarbeit zur Verfügung stellen. Will man ernsthaft in einem Ausschuß mitwirken, wird man es sich kräftemäßig und zeitlich kaum leisten können, auch noch einem anderen Ausschuß anzugehören. Denn ihre Aufgabe ist, in Kontakt mit Menschen der Praxis, der speziellen Forschung auf dem in Frage kommenden Gebiet durch Koordination und regelmäßige Aussprache unter den Forschern Hilfe zu leisten, der Zersplitterung vorzubeugen und auf diese Weise bei der Planung der an sich nun einmal kostspieligen und zeitraubenden Forschungsvorhaben beratend mitzuwirken. Solche Clearingszentren unter den Gelehrten brauchen wir heute um so dringender, als sie die Gutachtertätigkeit der Deutschen Forschungsgemeinschaft, welche die Gelder für die meisten Projekte bewilligen soll, wesentlich stützt.

Max Weber, dessen Bild von unserer künftigen Organisationsform wir uns also wieder annähern, konnte 1910 noch auf Mäzene hoffen. Die Verklammerung von Staat, Wissenschaft und Industrie hatte noch nicht den gegenwärtigen Grad erreicht, der bei uns in Westdeutschland glücklicherweise zwar nicht die persönliche Initiative und Kritik des Wissenschaftlers unterbindet, aber die Ausführung kostspieliger Projekte zwangsläufig einer öffentlichen Siebung und Kontrolle unterwirft, weil sie die finanzielle Tragkraft privater Geldgeber übersteigt. Dieser Zustand verlangt jedenfalls von den Sozialwissenschaftlern, deren Arbeit man noch nicht die Unentbehrlichkeitsstufe von Naturforschern und Ärzten zugesteht, eine gewisse kollektive Selbsthilfe. Um so erfreulicher, wenn sich diese Selbsthilfe noch der freien Vereinsform bedienen kann. Die Ausschüsse als lebendige Organe

der Gesellschaft auf Zeit, mit dem Recht freier Kooptation von Menschen aus der Praxis, die selbst keine Gelehrten sind und darum auch nicht Mitglieder der Gesellschaft sein müssen, werden ihr, davon sind wir überzeugt, freie Wirksamkeit nach außen und Anziehungskraft verbürgen, welche die Soziologie in der modernen Gesellschaft braucht, um ihre Rolle spielen zu können.

Man hat es der Soziologie, vor allem wohl der deutschen, die lange um ihre Anerkennung als akademisches Fach kämpfen mußte und daher zu verwickelten Plädoyers ihrer methodischen Eigenständigkeit gegen die Bedenken vor allem von Historikern gezwungen war, oft verdacht, daß sie zu abstrakt, zu philosophisch und zu wenig wirklichkeitsnah sei. Dabei spielten politische Animositäten gegen das Krisenprodukt der Französischen Revolution und den Sozialismus keine geringere Rolle als theoretische Animositäten gegen das positivistische Entwicklungsdenken im Stil des 19. Jahrhunderts und im Geiste Spencers. Die Auflösung des Obrigkeitsstaates und seiner bürgerlichen Wertordnung in den letzten Dezennien, die Konfrontierung mit dem Staat als Verbrechen im Dritten Reich und die soziale Deroute größten Stils in seinem Gefolge haben diese Widerstände nicht nur entwurzelt, sondern sogar in der Rückschau noch um ihre Glaubwürdigkeit gebracht. Kein Mensch verteidigt oder bekämpft die Soziologie mehr als Geschichtsphilosophie, weder aus liberalistischer noch aus sozialistischer Sicht. Für ihre Entmythologisierung sorgt das kommunistische Weltlager, das die Soziologie zu einer bürgerlichen Wissenschaft abwertet und durch seine dogmatisch gesicherte Gesellschaftslehre ersetzt, welche die unbestreitbaren Vorzüge eines Katechismus und einer Felddienstordnung auf bestrickende Weise in sich vereint. Für die Wirklichkeitsnähe wiederum der Soziologie sorgt der verschärfte soziale und politische Druck, der auf der gesamten westlichen Welt heute lastet.

So sieht sich unsere Wissenschaft von neuem auf diagnostische und therapeutische Aufgaben verwiesen, die ihr in ihren Anfängen, wenn auch in eine frühsozialistische Heilslehre eingebettet, zugedacht war, nämlich soziale Ordnung in einer revolutionär veränderten Welt wiederherzustellen. Dieser Aufgabe wird sie heute offenbar nur mit den Untersuchungsmethoden der empirischen Sozialforschung gerecht, deren Technik ebenso im Fluß ist wie ihre Theorie. Die Befürchtung, daß die Beobachtung der Stabilisierung des status quo und seiner zunehmenden Manipulierbarkeit durch die Interessenten der merkantilen und politischen Markt- und Meinungsforschung Vorschub leistet und damit aus der Soziologie eine pragmatische Anpassungswissenschaft macht, ist nicht grundlos. Aber ganz abgesehen davon, daß Wiederherstellung sozialer Ordnung für eine sich rasch transformierende soziale Wirklichkeit immer nur für kurze Zeit einen restaurativen Sinn und Effekt haben kann, sieht sich jede Beobachtung

eines sozialen Tatbestandes auf umfassendere Horizonte verwiesen, im Hinblick auf welche allein die theoretische Bewältigung des Tatbestandes möglich wird. Hier läuft auch die Grenze der Wertfreiheit für die Sozialwissenschaften. Es gibt für diesen selbstempfindlichen Beobachtungsstoff keine Theorie, die nicht kritische Theorie ist und als Kritik ein uneingestandenes Bekenntnis für oder gegen die Grundlagen der offenen Gesellschaft enthält. Nicht etwa zufällig, weil man vom Soziologen Hilfe für sozialpolitische Maßnahmen erwartet oder weil er, wie jeder Bürger in einer parlamentarischen Demokratie, nun einmal wählen muß, sondern notwendig aus Gründen der Struktur seines Untersuchungsobjektes. Eine institutionalisierte Dauerkontrolle gesellschaftlicher Verhältnisse in kritischer Absicht und in wissenschaftlicher Form – und nur das ist Soziologie als Fach –, rechtfertigt sich allein gegenüber einer Wirklichkeit, die überlieferten Normen immer wieder davonläuft, weil Richtung und Geschwindigkeit ihrer Transformation von ihnen nicht mehr eingefangen werden. Eine derartige Wirklichkeit macht aber die freie, die offene Gesellschaft aus, die – heute jedenfalls – aus Achtung vor dem einzelnen Menschen oder im Interesse der Mobilisierung seiner produktiven Kräfte ihre Planung bewußt begrenzt und sich selber freie Räume ihrer eigenen Gestaltung zugesteht. Zugegeben, daß es sich hier gegenüber der ständig drohenden Umschlagsgefahr in totalitäre Systeme, d. h. in geschlossene Gesellschaften, um einen höchst labilen Zustand handelt, dessen menschliche Vorzüge bei uns aus Gründen der verspäteten nationalen Entwicklung keineswegs so tief erfaßt werden, wie man nach den Erfahrungen des Dritten Reiches glauben möchte. Um so dringender braucht ein solcher Zustand der Gefährdung der Freiheit durch sie selber das Bewußtsein seiner selbst, das ihm nur durch die Erforschung der gesellschaftlichen Kräfte in Form der Beobachtung und der Kritik vermittelt wird. Geschlossene Gesellschaften jedenfalls dulden weder Soziologie noch brauchen sie eine. Sie kommen mit Statistik, Jurisprudenz und Propaganda aus. Ihnen kann nur an größtmöglicher Integration ihrer Glieder gelegen sein, d. h. an Unterbindung des kritischen Blicks und Manipulierung der gesamten sozialen Vorstellungswelt.

Meine Damen und Herren, man darf der deutschen Soziologie, die seit 1945 erst wieder arbeiten kann, nicht den Vorwurf machen, daß sie in Reaktion auf zu viel Theoretisiererei und Globalismus von früher nun im Erhebungsgewerbe ohne Perspektive zu versinken droht. Erstens wäre die Reaktion bei Menschen, die ideologisch so strapaziert worden sind und so viel Enttäuschungen zu verarbeiten haben, mehr als verständlich. Zweitens haben wir in puncto Empirie einen ungeheuren Nachholbedarf. Aber der Vorwurf selbst stimmt nicht. Man ist behutsamer geworden, man extrapoliert nicht mehr so ungehemmt, man schwelgt nicht mehr in Riesen-

prospekten und Perspektiven von Fortschritt oder von Verfall, aber auch das Verständnis für die theoretische Kleinarbeit ist im Wachsen, für die Kritik der soziologischen Begriffsbildung, für die Brechung der Knechtschaft unter der Tyrannei der falsch gewordenen Worte. Soziologie – ein Werkzeug der Freiheit, ich hoffe und wünsche, daß unser Kongreß diesem Bilde entspricht.